

Eichkampstr. 32, früher Königsweg 92

Ernst Naumann

Als wir 1925 nach Eichkamp zogen, war ich - 1922 in der Schlüterstrasse in Berlin- Charlottenburg geboren- drei Jahre alt, meine Schwester Hannelore war fünf. Das Haus am Königsweg 92, später Eichkampstrasse 32, war viel geräumiger als die Wohnung in der Stadt, mit großem Garten, der später voller Obstbäume war und, als besondere Attraktion für uns Kinder und unsere Spielkameraden, mit einem Goldfischteich mit einem kleinen Wasserfall ausgestattet wurde.

Im Herbst 1928 begann für mich die Schulzeit dort, wo meine Schwester schon seit dem Frühjahr war - in der Baracke im Wäldchen. Mein erster Klassenlehrer war Herr Baers, später unterschrieben Herr Kühnholdt und Herr Mundt meine Zeugnisse. An diese Zeit in der Grundschule Eichkamp habe ich kaum Erinnerungen, außer an Lehrer Jungk, den allgewaltigen und allgegenwärtigen Schulleiter, der auch der Klassenlehrer meiner Schwester war. Im Sommer 1932 wurde ich Sextaner im Grunewald - Gymnasium. Ein Jahr später, nach der Machtergreifung der Nazis, begann für eine Reihe von Schülern eine von Schikanen aller Art geprägte Leidenszeit - für die nicht kleine Zahl von jüdischen und halbjüdischen Kindern wie mich. Der sehr liberale, schon ältere Schulleiter (der Oberstudiendirektor hieß, glaube ich Vollmer) wurde entfernt und durch einen Mann namens Waldvogel ersetzt, der seine nationalsozialistische Gesinnung nicht nur durch das Parteiabzeichen am Revers zur Schau trug, sondern sie auch im schulischen Alltag praktizierte. In seinen Kreisen wurde die Schule wegen ihrer vielen nichtarischen Insassen auch gerne das Judenaquarium genannt. Dies zu säubern, hatte sich Waldvogel zur Aufgabe gemacht. Ende 1935 wollten mir meine Eltern weitere Demütigungen ersparen und nahmen mich von der Schule. Die nächste Bildungsstätte war, von Sommer 1936 bis März 1937, die Schele'sche Privatschule in Berlin W 15. Dann war es meinen Eltern gelungen, mir einen Platz in einem Landschulheim in der Schweiz zu beschaffen. Dabei spielte bei ihnen auch der Gedanke an eine Emigration in die Schweiz eine Rolle, mein Vater hatte geschäftliche Verbindungen dorthin. Doch er zögerte zu lange mit einer Entscheidung, weil er bis zum Beweis des Gegenteils glaubte, ihm, dem Juden „werde als mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichneten preußischem Offizier durch

die Nazis nichts Schlimmes widerfahren“. Eines Tages war dann jede Chance für eine Ausreise vorbei - wobei auch die Schweizer Behörden, vornehmlich die dortige Fremdenpolizei eine unrühmliche Rolle spielten.

Meine Schule „Les Rayons“ lag in Gland am Genfer See, halbwegs zwischen Genf und Lausanne. Die Anlage hatte eine Fellowship School der Quäker beherbergt und war nach deren Auflösung 1936 von Max und Gertrud Bondy erworben worden, die dort fortführen wollten, was sie in Deutschland erfolgreich in Gandersheim und Marienau bei Lüneburg praktiziert hatten: ein Landschulheim mit Schülerselbstverwaltung. Bondys blieben nicht lange in Gland und zogen bald weiter in die USA, wo sie in Vermont ihre pädagogische Arbeit fortsetzten. „Les Rayons“ hatten sie einem ehemaligen Schüler aus Marienau, Harald Baruschke, übergeben, der zusammen mit seiner Frau Hannele, ebenfalls Marienauerin, bis zu ihrem durch die auch in der Schweiz spürbaren Kriegsfolgen erzwungenen Ende die Schule führte. In Les Rayons wurde, in relativ kleinen Klassen, nicht nur gebüffelt - großer Wert wurde auf Sport, Musik und praktische Arbeit gelegt. Wir hatten eine Musiklehrerin, die eine in der Westschweiz bekannte Pianistin war und zusammen mit einem ebenfalls renommierten Geiger häufig Konzerte in der Schulaula gab, wobei auch begabte Schülerinnen und Schüler mit ihren Instrumenten auftraten. Es gab regelmäßig Sportwettkämpfe, manchmal in Konkurrenz mit anderen Schulen in der Umgebung. Im Winter verbrachten wir immer ein bis zwei Wochen auf einer schuleigenen Skihütte im nahen Jura, wo dann Sport den Vorrang vor Mathe und Latein hatte. Die praktische Arbeit auf dem ausgedehnten Schulgelände gewann besondere Bedeutung in der Kriegszeit, als wir aus Ersparnisgründen Gemüse und Kartoffeln für den Eigenbedarf anbauten. Schülerselbstverwaltung - es gab eine Art Schülerparlament mit einem von ihm gewählten Schülerführer an der Spitze. Er, wie auch das Parlament, hatten ein gewisses Mitspracherecht bei manchen Entscheidungen der Schulleitung. Der Schülerführer und seine ebenfalls gewählten Assistenten waren zuständig für bestimmte Dinge im Tagesablauf, wie das morgendliche Wecken, den anschließenden Frühsport und die erwähnte praktische Arbeit unter Anleitung eines erfahrenen Gärtners, der auch bei handwerklichen Tätigkeiten der Schülerinnen und Schüler hilfreich war. Über all dem stand das Motto der Schule: Erziehung zur Selbständigkeit und zur Übernahme von Verantwortung.

Es war ein Paradies mitten in einem Europa, das mehr und mehr von Vernichtung und Vertreibung geprägt wurde, woran wir allein schon dadurch immer wieder erinnert wurden, dass viele Emigrantenkinder den ohnehin schon sehr interna-

tionalen Charakter der Schule verstärkten. So hatte die Familie Petschek, die in der Tschechoslowakei als die „Krupps“ des Landes galten, ihre drei Kinder in „Les Rayons“ untergebracht, bis sie in den USA Fuß gefasst hatten. Auch Carl Zuckmayers Tochter Winnetou war in Gland. Der Vater kam gelegentlich zu uns und las aus seinen Werken. 1942 war ich mit der Schule fertig und musste nach Deutschland zurück - auf Druck der Gestapo.

Meine Eltern, Vater Jude, Mutter „arisch“, lebten in einer von den Nazis erfundenen „privilegierten Mischehe“, das heißt, die so genannten Rassengesetze wurden diesen Ehegemeinschaften gegenüber etwas weniger rigoros angewandt, sofern Kinder aus dieser Ehe stammten. Meine Schwester hatte Deutschland 1938 verlassen und war, als noch hier ausgebildete Krankenschwester zuerst nach Dänemark gegangen, und kurz vor dem deutschen Überfall auf dieses Land, weiter nach Schweden, wo sie, viele Jahre als Distriktschwester, bis zu ihrem Tod 1998 lebte. 1942 nun teilte die Gestapo meinen Eltern mit, wenn nicht eines der Kinder die „im Ausland in antideutschem Sinne erzogen“ würden, zurückkomme, würden meine Eltern den Status der so genannten Privilegiertheit verlieren, mit anderen Worten: mein Vater hätte mit Deportation zu rechnen. Also kam ich zurück und wurde, als so genannter Mischling bei der Musterung noch in der Schweiz beim deutschen Generalkonsulat in Genf als wehrunwürdig erklärt, zum Arbeitseinsatz vermittelt, wie das damals hieß. Ich machte im März 1943 in Abendkursen noch mein deutsches Abitur als Externer an der Shadow -Schule in Zehlendorf. Zwei weitere Mischlinge und ich waren die Letzten unserer Art, denen das erlaubt wurde. Nebenbei lernte ich Technischer Kaufmann in zwei kleinen Firmen und arbeitete schließlich als solcher und als Dolmetscher für französische so genannte Fremdarbeiter auf einer Schiffswerft in Friedrichshagen am Müggelsee. Damit war im April 1944 Schluss, nachdem dem Besitzer Bernhard Brumm, einem nicht gerade überzeugten Parteimitglied, bedeutet worden war, er bekomme Schwierigkeiten, wenn er den Halbjuden weiter beschäftige. Im November kam für alle Mischlinge und die arischen Ehemänner jüdischer Frauen die Einberufung zur Organisation Todt- es war die so genannte Aktion OT- B. Ich kam nach Sitzendorf/Unterweissbach im Thüringer Wald, wo wir unter erbärmlichen Bedingungen und stets von Bewaffneten beaufsichtigt, für Leuna unter dem Decknamen TROMA (für Trockenmasse) ein unterirdisches Werk für die Herstellung von synthetischem Treibstoff bauen sollten. Unsere Mithäftlinge waren russische und, nach dem Seitenwechsel Italiens, auch italienische Kriegsgefangene. Wer sich von uns Mischlingen etwas zu Schulden kommen ließ, für

den hieß es ab ins nahe gelegene KZ Buchenwald. Bei Herannahen der Front im Frühjahr 1945 nutzt eine kleine Gruppe von Berlinern das entstehende Chaos zur Flucht aus dem Lager. Nach einer tagelangen, abenteuerlichen Fahrt in mit im Lager geklauten und mit entsprechenden ebenfalls geklauten Stempeln versehenen Transportpapieren requirierten Güterwagen erreichten wir Berlin Anhalter Bahnhof – und verschwanden für den Rest des “Tausendjährigen Reichs“ im Keller.

Nach einem kurzen Gastspiel in den ersten Nachkriegswochen beim Magistrat Charlottenburg - Hilfe bei der Lebensmittelverteilung - begann im Juni 1946 mein neues Leben als Journalist. Der Eichkamper Dr. Robert Arzet, mit dessen im Krieg gefallenen Sohn Klaus (auch sein Bruder Jochen Klassenkamerad meiner Schwester, war gefallen) ich in der Schule befreundet gewesen war, hatte mich eines Tages gefragt, ob ich Interesse hätte, zum wenige Monate vorher von den Amerikanern lizenzierten Tagesspiegel zu kommen, wo er das Wirtschaftsressort leitete. Ich begann dort als Volontär - zu meinen Kollegen zählten Egon Bahr und Klaus Bölling und blieb, zuletzt als Ressortleiter Ausland, bis Ende 1953. Dann folgten zwei Jahre als Redakteur bei der Deutschen Presseagentur (dpa) in Hamburg, die nächste Station war Frankfurt, die Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ) und der Verlag der Frankfurter Sozietät, dem Drucker der FAZ. Von 1963 bis zu meiner Pensionierung 1987 war ich einer der leitenden Redakteure der Tagesschau in Hamburg, unterbrochen nur von 5 ½ Jahren als NDR/WDR - Korrespondent für Skandinavien mit Sitz in Stockholm. Als Pensionär habe ich auch für die Friedrich-Ebert-Stiftung redaktionelle Entwicklungsarbeit bei Fernsehstationen in der chinesischen Provinz geleistet.

Meine Eltern haben, trotz größter Schwierigkeiten und Schikanen, Nazi -und Kriegszeit überlebt. Das Haus in Eichkamp musste mein Vater als Jude verkaufen, wobei der Käufer, SS-Mitglied, den Preis bestimmte. Auch die gut gehende, von seinem Vater geerbte Fabrik meines Vaters in der Kommandantenstraße, die modische Knöpfe und Schnallen herstellte wurde arisiert. Zweimal war er in der Haft im KZ Sachsenhausen, wo er, dank der erwähnten Privilegierung nach einem Monat entlassen wurde und in der durch den Film auch der heutigen Generation bekannt gewordenen Rosenstraße. Ob meine Mutter damals zu den Frauen gehörte, die vor dem Haus für die Freilassung ihrer Männer demonstrierten, weiß ich nicht mehr- zuzutrauen wäre es ihr gewesen, denn sie hat mit bewundernswertem Mut, Einfallsreichtum und Zähigkeit die Familie durch die schwere Zeit gebracht. Nach dem Verlust von Eichkamp lebten meine Eltern, und

ich nach der Rückkehr aus der Schweiz, in der Eislebenerstraße. Mein Vater musste den berüchtigten gelben Stern tragen und war zur Reichsbahn dienstverpflichtet worden - als Streckenarbeiter. Da er bei dieser ungewohnt schweren Arbeit mehrmals zusammenbrach, hatte jemand schließlich ein Einsehen - er wurde zum Schlesischen Bahnhof versetzt, wo er Sackkarren schob - bis zum Ende des „Dritten Reichs“. Meine Mutter, ebenfalls zwangsverpflichtet zu einer Uniformfabrik mit der Auflage, nur mit niedrigster Arbeit wie der Reinigung der Fremdarbeiterklos beschäftigt zu werden. Doch ihr Chef fand das doch zu demütigend und ließ sie Büroarbeiten machen, nur nachts, wenn niemand im Hause war.

Als alles vorbei war, bemühten wir uns, das Haus in Eichkamp zurückzubekommen. Nach langem Hin und Her durften wir es von dem damaligen Käufer zurückkaufen und 1946 waren wir wieder in Eichkamp. Dort besuchte uns auch unser Vorkriegsnachbar Berthold Cohn, der mit Ehefrau Hildegard genannt Pim Behrendt, sowie Tochter Esther und Sohn Peter schon frühzeitig nach Amerika emigriert war und dort als Berthold C. Behrendt eine erfolgreiche Karriere als Geschäftsmann gemacht hatte. 1950 heiratete ich die Journalistin Kersti Kopke, die ich als Kollegin beim Tagesspiegel kennen gelernt hatte. Wir lebten bis zur Umsiedlung nach Hamburg in der ausgebauten Dachwohnung in der Eichkampstraße 32. Die Adresse hatte schon zu meiner Schulzeit einige Vorzüge- bei Avusrennen war ich bei meinen Freunden als Anbieter von exzellenten Aussichtsplätzen auf Dach und Boden sehr gefragt, auch der damals sehr populäre Staffellauf Potsdam - Berlin, der durch unsere Straße führte, war jedes Mal Anlass, bei den Naumanns vorbei zu schauen. Mein Vater war gleich nach Kriegsende ebenfalls kurze Zeit beim Magistrat Charlottenburg, dann wurde er zum Aufbau des Berliner Arbeitsgerichts geholt, dessen Direktor er bis zur Pensionierung 1953 war. Das Haus in Eichkamp war, nachdem meine Frau und ich ausgezogen waren, für die Eltern zu groß geworden. Es ist verkauft worden, die Eltern zogen dann in ein kleineres Haus in der Kirschenallee in Westend.

Hamburg, im Oktober 2003